

# Dorschfang bei den Lofoten

Autor(en): **Gardi, René**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Prisma : illustrierte Monatsschrift für Natur, Forschung und Technik**

Band (Jahr): **1 (1946)**

Heft 9

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-654037>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



# Dorschfang bei den Lofoten

René Gardi

Nie habe ich auf meinen Skandinavienreisen etwas Schöneres gesehen als die Lofot-Kette. Aus dem Meere wächst Reihe um Reihe himmelhochragender Gipfel mit steilen Granitwänden, zersägten Berggräten und leuchtenden Firnfeldern. An schmalen Uferstreifen kleben die verwitterten Holzhäuser der Fischer; schlanke Nordlandboote gleiten über blanke Fjorde, und durch die schmalen Sunde zwischen den einzelnen großen Inseln jagen wirbelnd die Gezeitenströme.

Die Lofoten sind eine norwegische Inselgruppe nördlich des Polarkreises. Fährt man den 150 Kilometer langen Vestfjord nordwärts nach dem Fischerhafen Narvik, dann bilden die westlichen Ausläufer der Inselgruppe die riesige Mole gegen den Ozean. Der Vestfjord selbst ist allerdings eher ein Meer denn ein friedlicher, ruhiger Fjord, und die Stürme darauf sind so gefährlich, daß es heißt, er sei Norwegens größter Friedhof. Den Lofoten entlang aber ziehen sich die großen Fischbänke, wo seit Jahrhunderten in den ersten Monaten des Jahres der Dorsch zu Millionen gefangen wird.

Bei Ebbe fluten die Wasser aus dem Vestfjord ozeanwärts, bei Flut strömen sie zurück in den Fjord durch die vielen Sunde zwischen den Inseln. Fast am Ende der Lofoten, zwischen Moskenesøy und dem nächsten Inselberg, findet sich der berühmteste dieser Ströme, der Moskenström, der große und wilde Malstrom der alten Geschichten. Es wird berichtet, daß der Strom «die Schiffe durch die kochenden Wirbel hinabzieht, daß hier die Baum-

stämme auf dem Grunde zersplitterten und Wal-fische brüllend zerplatzten».

Am Strom liegt der kleine Fischerort Hell, der schon in einer Chronik aus dem Jahre 1591 erwähnt wird. Der Hof Hjelle sei «sehr berühmt aus der Ursache, daß, wenn der Moskenstrom in seiner richtigen Gestalt heraustritt und der Wind gegen den Strom geht, da führt sich dieser so wild auf und gibt ein solches Gepolter von sich, daß das Land und die Erde davon zittern, die Häuser davon beben und ein Eisenring, der außen an der Haustüre befestigt ist, um die Türe damit zu öffnen, von dem Brausen des Stromes und dessen vielfältigem Sturm hin und her geschüttelt wird...» So schrieben viele, die nie dort gewesen waren, die schrecklichsten Dinge über den gewaltigen Strom, dessen Wasser «ärger brausten und donnerten als der Niagarafall».

Doch viel von dem, das erzählt oder geschrieben wurde, ist maßlos übertrieben. Wohl hat der Moskenstrom eine Geschwindigkeit, die derjenigen eines kleinen Dampfers entspricht; wohl hört man an seinen Ufern das Meer rauschen wie einen brausenden Fluß; aber unmittelbar am Strom, nur durch einige Holme geschützt, liegt der erwähnte Ort Hell, und seine Bewohner fischen draußen im Strom. Mit Zugnetz und Schleppangel holen sie die Fische herauf, von denen es hier, wo die Nahrung zusammengeschwemmt wird, eine Unmenge gibt.

Vom Festlande herkommend, erscheint die ganze Eilandkette der Lofoten wie eine feste Wand, Lofotveggen genannt, und erst aus der Nähe erkennt man

Bild 1: Die Fischerorte Reine und Åa auf den Lofoten





Bild 2: Der Hafen von Kabelvaag ist durch einen Kranz von Schären geschützt

die einzelnen Hauptinseln. Sie heißen Oestvaagöy, Vestvaagöy, Flakstadöy und Moskenesöy. Zwischen ihnen gibt es nur sehr enge Durchfahrten. Für sich allein und schon weit verloren im großen Ozean schließen sich die Gruppen Mosken, Väröy und Röst an.

Die ganze Lofotkette aber ist beschützt von einem Schwarm von Holmen und Schären, so daß nur der hier ein Schiff zu führen wagt, der die Gesetze der Gezeitenströme kennt und den Weg weiß; denn auch in der guten Jahreszeit kann es vorkommen, daß ein gelber Nebel, dick wie ein Eisbärenfell, drei Wochen über dem Vestfjord liegt. Wer aber vom Festlande her nach Svolvär auf Östvaagöy oder an einen andern Ort auf den Lofoten fahren will, muß durch den Fjord.

Zehn, zwanzig oder noch mehr Kilometer vom Festland und von den Inseln entfernt, zieht sich die sogenannte Egga hin, jener abrupte Absturz von den küstennahen Sandbänken in die Tiefen des Ozeans. Die Züge des Wanderdorsches schwimmen dieser Egga entlang. Sie leben oben in der Barentsee, vor Spitzbergen, den Bäreninseln und wandern dann zur Laichzeit, der Egga folgend, gegen Süden.

Der Vestfjord wird als Laichplatz vor allen andern Orten bevorzugt: Milliarden von Fischen wandern alljährlich in großen Zügen, die sich während etwa drei Monaten folgen, von der Südspitze der Lofotkette den Inseln entlang in den Fjord. Die Schwärme können so dicht sein, daß ganze Buchten mit Dorschen vollgestopft werden und daß die Fische bis auf den Grund eine brodelnde Masse bilden. Man kann die Fischzüge, die vielleicht in hundert Meter

Tiefe dahinziehen, auch mit dem Lote fühlen: trifft das Lotblei auf die Fischrücken, so dauert es eine ganze Weile, bis es zwischen den Fischen hindurch weiter in die Tiefe rutscht.

Seit Jahrtausenden folgt von Ende Januar weg ein Zug dem andern. Diese «Stimer» sind bald groß, bald klein; sie können Kilometer lang sein. Die Fische steigen über die Egga und kommen zu den Fischbänken, um zu laichen. Nach drei Wochen ziehen sie wieder hinaus und den gleichen Weg zurück zur Packeisgrenze. Ende März, anfangs April ist alles vorüber. Die Monate ohne «r» sind gut zum Heiraten und noch besser zum Krebse fangen, wie man weiß, aber hoffnungslos schlecht zum Dorsch-



Bild 5: Der Dorsch ist ein Raubfisch aus der Familie der Schellfische. Meistens 70 cm bis 1 m lang. Am auffallend großen Kopf springen die Oberkiefer etwas vor. Der Fisch ist olivgrün bis braun.

fang im Vestfjord. Da hat es keinen Zweck, die Geräte naß zu machen.

So warten jährlich in den kleinen Fischerorten auf den Lofoten Tausende und Tausende von Fischern, die von den Küsten Norwegens zusammenströmen, darauf, daß die Fischzüge gemeldet werden. Nie werden sie enttäuscht; denn der Dorsch kommt Jahr für Jahr – wie die Kartoffel bei uns: manchmal gibt es viele Kartoffeln, manchmal wenig, aber nie versagt ein Jahr vollständig. So ist es auch mit dem Dorsch. Man kann auf ihn zählen, obschon der Fang sehr ungleich sein kann. Der Dorsch kommt so sicher, wie die Sonne am Morgen, so sicher, wie die Jahreszeiten – im Gegensatz zum Hering, der ein viel unzuverlässigerer Geselle ist. Es kann sein, daß in einem Fjord in einem Jahr ungeheure Mengen von Heringen gefangen werden, während im nächsten Jahr sich kein einziger zeigt.

Es ist verbürgt, daß auf den Lofoten seit mindestens tausend Jahren gefischt wird, und man darf annehmen, daß das Leben an der nördlichen Küste überhaupt nur dank dem Dorsch möglich geworden ist.

Bis zu fünfzig Millionen Dorsche wurden im Jahr gefangen: manchmal sind über 40 000 Fischer am Fang beteiligt. Schon im 17. Jahrhundert war der Fang so groß, daß die Hansastadt Bergen in jeder Fangzeit bis zu 40 000 Tonnen Salz nach den Lofoten liefern mußte!

Während Jahrhunderten fuhren die Bauern mit den offenen Sechstriemern, den Achstriemern, den Zehnriemern, die mit einem einfachen Rahsegel versehen waren, von der Küste des ganzen Landes nach den Lofoten. Nach Weihnachten kam Leben in die Segel und knarrenden Ruder, da begannen die ersten Ruderschaften im Süden schon die weite Reise. Es waren damals Bauern, nicht Berufsfischer wie heutzutage, die für Monate ihren Hof verließen. Durch die Geschichte dieses gewaltigsten Fischfanges an den Küsten Europas zieht sich wie ein roter Faden die Kunde von Sturm und Schiffbruch, von verschollenen Mannschaften, Verlusten von Menschen und Booten, und kaum zu begreifen ist es, daß sich zur Zeit der Winter- und Frühlingsstürme die Menschen in all den vergangenen Jahrhunderten mit ihren offenen, gebrechlichen Booten über den Vestfjord wagten.

Die großen Nutznießer dieses Wagemuts waren während Jahrhunderten die Kaufleute der Hansastadt Bergen. Diesen deutschen Handelsherren war es gelungen, den dänischen Königen ein Gesetz abzurufen, dem Bergen seinen Reichtum verdankte. Das Nordland war nämlich seit dem 14. Jahrhundert gezwungen, den gesamten Ertrag der Fischerei in Bergen zu verkaufen; alle fremden Nationen waren vom Handel mit Fischen und Fischereiprodukten ausgeschlossen, und auch den Fischern war es verboten, mit der Ernte des Meeres zu handeln. Von ihnen erwartete man bloß, daß sie alle Jahre ihre

großen, offenen Segeljachten gefüllt mit Fisch und Tran nach Bergen an die «tyske bryggen», an die deutsche Brücke, brachten. Der Preis für den Fisch wurde ausschließlich von dem einzigen Käufer, den Hansaleuten, bestimmt, und diese waren es auch, die den Preis für Geräte und Lebensmittel festsetzten. Die Kaufleute sorgten schon dafür, daß sie

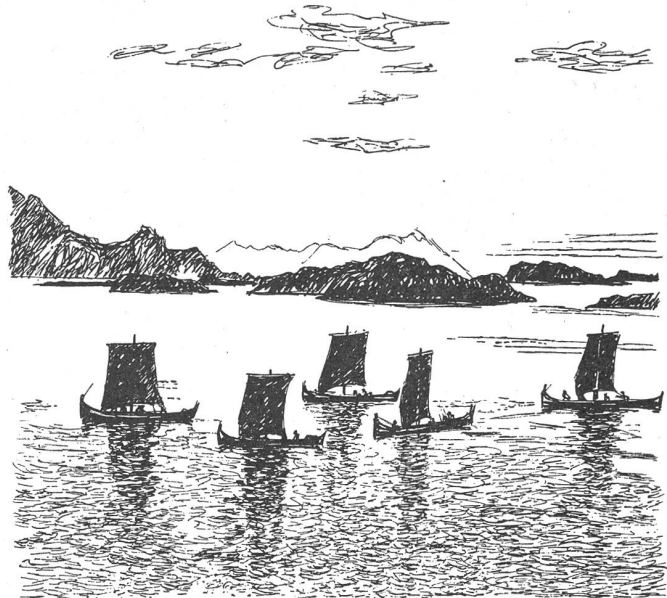


Bild 4: So sahen die offenen Lofotboote mit dem rechteckigen, dunkelbraunen Rahsegel aus.

dabei nicht zu kurz kamen, während in manchen schlechten Jahren die Fischer Mühe hatten, ihre Schulden zu bezahlen.

Dennoch fuhren die Männer immer wieder nach den Lofoten. Schon im Mittelalter waren es in manchen Jahren an die neuntausend Boote, die zum Lofotfang segelten. Gegenüber der Lofotvegga versammelten sie sich und warteten auf günstiges Wetter; dann segelten sie zu Hunderten gleichzeitig über den Fjord. Da trugen die viereckigen Rahsegel die schnittigen Boote über das Wasser, und wenn der Wind der Fahrt nicht wohlgesinnt war, setzten sich die Männer auf die Ruderbänke und drückten die langen Riemen, daß ihnen das Blut von den Händen floß.

Die Zeit der offenen Segelboote ist endgültig vorbei. Ich habe kein einziges mehr gesehen; sie sind durch die gedeckten kleinen Motorschiffe ersetzt worden. Bis es aber so weit war, bis sich die Fischer von ihren altgewohnten Fangmethoden auf modernere umgestellt hatten, gab es viele Jahre der Kämpfe, der Uneinigkeit, und so konnte es vorkommen, daß ein rücksichtsloser Dampfer seine Sperrnetze über Hunderte von ausgelegten Leinen schleppte. Daß die alten Fischer, die noch in den

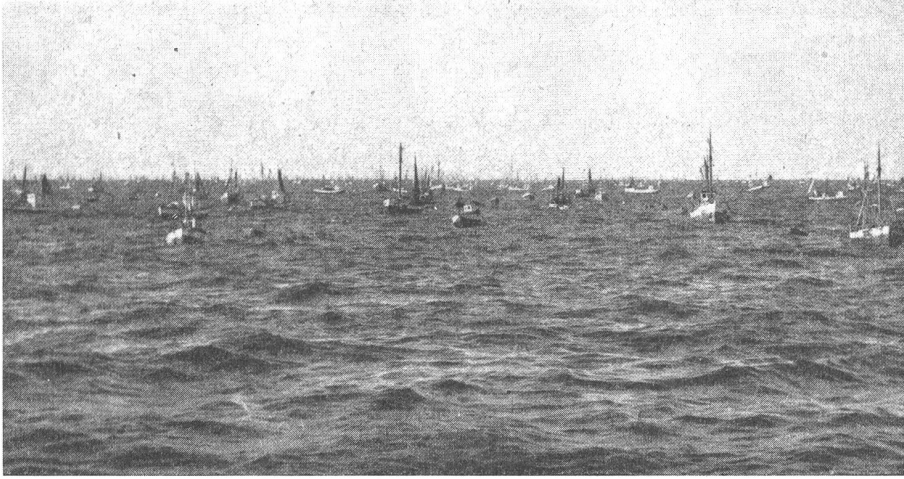


Bild 5: *Der Wald von Masten draußen auf dem Meere zur Zeit des Lofot-fanges. Hunderte von Fischerbooten arbeiten an der gleichen Stelle.*

offenen Booten aufs Meer ruderten, sich gegen die großen Dampfergesellschaften wehrten, ist daher begreiflich.

Berühmt und im Nordland noch heute nicht vergessen ist die «Schlacht im Trollfjord», die 1890 in einem Seitenarm des Raftsundes nördlich von Svolvär entbrannte. Dort fischten fortschrittlich gesinnte und wohl auch kapitalkräftige Fischer mit ganz neuen Methoden: Sie verwendeten Wurf- und Sinknetze, und das sprach sich sofort herum. Eines Tages rückten zahllose Ruderboote aus, um dem Teufelszeug zu Leibe zu rücken. Die feindlichen Dampfer wurden gestürmt, man zerstörte, zerschnitt, zerriß und versenkte die neumodischen Netze; die erregte Menge traktierte den Gegner mit Fäusten und

Waffen; manch einer ging über Bord, und die kahlen Felswände müssen das Echo des heißen Geschreis und des Schlachtenlärms zurückgerufen haben.

Jetzt geht es gesitteter zu. Gute Gesetze, genaue Vorschriften und überzeugende Aufklärung über die Auswirkungen der Fangmethoden haben die großen Konflikte zwischen den Kleinfischern und Dampferfanggesellschaften zum Verschwinden gebracht. In einem halben Jahrhundert hat sich der Fang vollständig verändert. Die gefährlichen und unsicheren Nordlandboote fahren nicht mehr im Fjord; an ihrer Stelle benutzen auch die kleinen Fischer gedeckte Motorboote. Die Fischer sind in großen Berufsverbänden organisiert; durch die Modernisierung sind



Bild 6: *Wie Fledermäuse hangen die Fische an den Gestellen, und darunter baumeln die Bündel der Köpfe. Weil der Dorsch an Stöcken zum Trocknen aufgehängt wird, heißt er Stockfisch.*

Gewinn und Ertrag gestiegen, und Radio, Telephon und Wetterberichte stehen im Dienste der Fischerei.

In den Lofoten kennt man verschiedene Fangmethoden: Ich sah noch weißbärtige Fischer, die den Dorsch mit der Tiefangel fangen. Das ist das ursprünglichste und einfachste System. Es braucht dazu nur eine Angel mit einem Köder und eine genügend lange Handschnur. Die Kunst besteht darin, herauszufinden, wie weit hinunter man die Angel sinken lassen muß.

Ergiebiger ist das Angeln mit der «Leine». An einem dünnen, zwei bis drei Kilometer langen Seil, der «Leine», hängen in einem Abstand von etwa anderthalb Metern Schnüre in Mannslänge mit einer Angel am Ende. Auf eine Leine kommen also bis zu 2000 Angeln, und an jede muß ein Köder gehängt werden. Dazu werden entweder kleine Heringe oder der Loddefisch verwendet, Fischchen von etwa Handlänge, die man von bestimmten Händlern kaufen kann.

Die Leine hängt an Schwimmern in fünfzig bis zweihundert Meter Tiefe – je nachdem, in welcher Tiefe die Dorschzüge dahinziehen; mit Gewichten wird sie einigermaßen verankert. Nach sechs bis acht Stunden wird sie wieder hochgezogen, und da und dort hängt jetzt ein Dorsch an einer Angel.

Man fängt den Fisch natürlich auch mit dem «Garn», dem Netz. Man verwendet solche mit einer Maschenweite von etwa acht bis zehn Zentimetern und hängt bis vierzig Stück zu ganzen Sperrwänden zusammen, die bis zu einem Kilometer breit sein können. Die Dorsche versuchen durch die Maschen zu schwimmen und bleiben darin hängen. Leine und Netz sind Fanggeräte, die erst etwa seit 50 Jahren verwendet werden.

Jeden Abend bringen die Schiffe in vollen Ladungen den Dorsch an die Landeplätze. Für die Männer, die vom Fischfang heimkehren, gibt es noch keinen Feierabend; denn jetzt muß der Fisch geschlachtet werden. Hinter langen Tischen stehen die Männer, und

neben sich haben sie Berge von Fischen. Sie packen sie, schneiden ihnen den Körper auf, nehmen die Eingeweide heraus, werfen die Lebern in die Fässer auf der rechten Seite, den Rogen in die Tonnen auf der andern Seite. Dann trennen sie mit einem halbkreisförmigen Schnitt den großen Kopf vom Körper.

Es riecht nach Fisch, alles ist klebrig, blutig, schlüpfrig und garstig. Nichts gibt es mehr, an dem nicht silberne Fischschuppen hängen. Die Männer arbeiten Stunden um Stunden; ab und zu legt einer

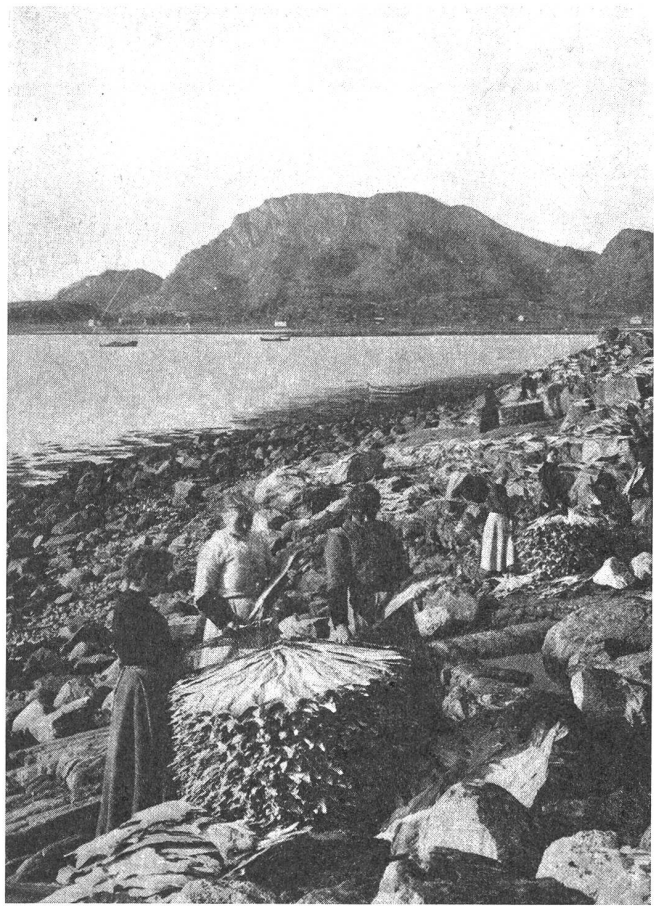


Bild 7: Der auf den Klippen getrocknete Dorsch – er heißt jetzt Klippfisch – wird, wie im Emmental die Scheiter, aufgeschichtet.

sein Messer hin und schüttelt seine Hand, die vom Krampf geplagt wird. Andere Helfer schaufeln den Fischsegen auf die Seite, sie laden das Fleisch auf Stoßkarren und führen es weg. Entweder macht man daraus im Gefrierhaus Fischfilets, oder man hängt es zum Trocknen über Holzstangen, dann heißt der Dorsch Stockfisch, oder man läßt ihn auf den Klippen am Winde trocknen und nennt ihn Klippfisch, oder pökelt ihn ein unter dem Namen Laberdan.

Vielerlei Namen hat dieser Fisch, wie man sieht. Dorsch nannten wir ihn bis jetzt. Vielen ist er vielleicht besser bekannt unter dem Namen Kabeljau oder Cabliau. Wenn zwischen Dorsch und Kabeljau auf unserm Markte ein Preisunterschied ist, dann rührt es daher, weil der Fischhändler unter Dorsch einen jungen Kabeljau versteht. Auf den Lofoten heißt der Fisch aber weder torsk-Dorsch noch Kabeljau, sondern Skrei. Das ist der Wanderdorsch, der zum Laichen kommt. Junge Dorsche, die man an der Küste Finnmarkens fangen kann, heißen dort nicht Skrei, sondern Loddedorsch, weil er das Loddefischchen besonders liebt.

Die Norweger verbrauchen selber einen großen Teil des gewonnenen Lebertrans; aber dennoch können im Jahr noch über 30 000 Tonnen exportiert

werden. In Finnmarken sah ich Kinder den Lebertran aus der Tasse trinken! Außerdem dient er, statt des Leinöls, zum Anreiben von Ölfarben, die sich allerdings kaum zur Bemalung von Gartenbänken eignen, weil sie selbst nach einem Jahre noch nicht trocken sind.

Den Dorschrogen exportiert man in großen Mengen nach Portugal und Frankreich, wo man ihn als Köder für den Sardinenfang verwendet.

Aber selbst Köpfe und Gräte werden verwertet. Sie wandern in die Guanofabriken, wo sie geröstet und gemahlen werden. Das Pulver, das entsteht und das man in Norwegen Guano nennt, wird je nach der Qualität als Viehfutter oder als Kunstdünger verwendet.

Nun ist vom ganzen Dorsch nichts mehr übrig geblieben als ein Teil der Eingeweide. Darauf warten in der Nähe der Schlachtbänke die stets hungrigen Möven. Und wenn die Männer alles, was wertvoll ist, versorgt haben, erscheinen die gefräßigen Vögel und räumen die allerletzten Überreste weg. Das geht nicht ruhig und gesittet zu. Da herrscht auf dem Platz ein heiseres Schreien, ein gehässiges

Jammern, ein böses Gekreisch. Aber das Gezänk der Möven gehört zum Lofot so gut wie die Brandung, das Springen der Fische und das durchdringende Pfeifen des Krabbentauchers.



Zeichnungen nach Photographien von Gunther Schärer

## DR. STÄGER ERZÄHLT

### *Der ungewöhnliche Aufenthaltsort eines Ohrwurms*

Bei Gelegenheit meiner biologischen Studien in der Walliser Felsensteppe, machte ich diesen Herbst (1946) eine überraschende Entdeckung. An vielen Pflanzen der betreffenden Formation, wie z. B. an Flockenblumen *Centaurea Stoebe*, Wermuth *Artemisia campestris*, Augentrost *Euphrasia lutea*, *Euphorbia Segueriana* und andern mehr, errichtet eine kleine, hübsch gezeichnete mediterrane Kugelspinne *Theridion impressum* (L. Koch), ein niedliches Netz, das eher ein Nestchen genannt werden kann. Es hat Flocken- oder Fingerhutform und erreicht etwa die Größe des letztgenannten Gegenstandes. Zwischen den Zweiggabeln der Pflanzen angeheftet, kehrt es seinen offenen Eingang nach unten. Die Wände dieses «Nestchens» sind aus vielen Fäden dicht gewoben und überdies wurden sie durch eingesponnene Insektenreste wie Fliegen, kleine Käfer, Hartflügler, herbeigeschleppte Blättchen, Samen und Pappuskronen versteift und maskiert. Der Regen dringt nicht ganz durch das solide Zeltdach, sondern näßt nur die äußeren Teile, das Innere strahlt in trockenem weißen Seidenglanz. Wenn die Mutterspinne nicht in den Außenbezirken auf Beute lauert, sitzt

sie unter dem schützenden Dach ihres Pavillons und hat den agavengrünen Eiballen an der Decke aufgehängt. Die ausgeschlüpften Jungen bewacht sie immer noch und versieht sie mit saftiger Speise, bis sie herangewachsen sind – ein Bild mütterlicher Fürsorge! Jetzt im Herbst trifft man nicht selten leere «Nestchen» an; oder das Muttertier fehlt und nur das Gekrabbel stecknadelkopfgroßer Jungspinnen fällt uns auf.

In einem ganz leeren verlassenen «Nestchen» nun fand ich einmal an einem Regentag, wohlgeschützt einen Ohrwurm als Gast. Es war nicht ausgeschlossen, daß er vorher die jungen zarten Spinnlein aufgefressen hatte, bevor er seinen Sitz in der ausgeräumten Wohnung nahm, denn die Forficuliden sind nicht reine Vegetarier. Ein saftiger Insektenbraten mundet Ihnen zur Abwechslung ebensogut. Die Außenwände des Gespinstes mit seinen Kadaver- und Samen-Einlagen waren dunkel vor Nässe, während der Ohrwurm im Innern der Glocke im Trockenen saß. Ein Spinnennetz als Herberge eines Ohrwurms ist schon kein alltägliches Vorkommnis.